

Europa:



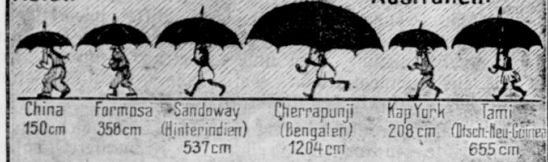
Europa:



Amerika:



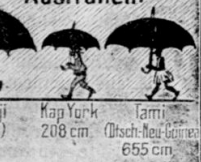
Asien:



Afrika:



Australien:



Jahresdurchschnittshöhe der Regenfälle auf der Erde. Bekanntlich ist die Verteilung der Regenniederschläge auf der Erde eine durchaus verschiedene. Die geringsten Niederschläge hat Astrachan in Russland zu verzeichnen, wo sie in einem Jahre 16 cm Gesamthöhe erreichen; die bedeutendsten Regenfälle weist Cherrapunji in der indischen Provinz Bengalen auf, wo die Gesamthöhe 1204 cm jährlich beträgt. Ganz regenlose Gebiete gibt es wohl kaum auf der Erde.

0 0 0 0 Vermischtes. 0 0 0 0

Man wähle einen andern. Friedrich der Große sollte einst durch seine Unterschrift die Wahl eines Landrats bestätigen. Bei dem Namen des Erwählten stutzte er. Dem Minister, der den Mann vorgeschlagen, machte er Vorwürfe. Dieser rühmte die löblichen Eigenschaften des Vorgesetzten. Da befahl der König, man solle ein altes Altentstück von dem Kammergericht herbeiholen. Er schlug es auf. „Seh er her“, sprach der König nun zu dem Minister, „dieser Mann hat mit seiner leiblichen Mutter um einige Hufen Acker einen Prozeß geführt, und sie hat ihm um eine solche Lumperei auf ihrem letzten Krankenlager noch einen Eid schwören müssen. Wie kann ich von einem Menschen mit solchem Herzen erwarten, daß er für das Beste meiner Untertanen sorgen wird? Daraus wird nichts; man wähle einen andern.“

Ein billiger Trick. Das Geld liegt auf der Straße, nur finden muß man es. Manchmal liegt's auch in einem Wartesaal oder Eisenbahnwagen, ja sogar in einer Droschke. Ein junger Mann, der noch nicht das große Los gewonnen hatte, bemerkte, als er an der Droschke vorüberkam, die auf dem Halteplatz stand, plötzlich, daß auf dem Rücksitz eine Geldbörse lag. Schnell sprang er in den Wagen, nahm die Börse unbeachtet an sich und rief dem Kutscher zu, ihn so schnell als möglich nach einer Straße in der Nähe zu fahren. Als er die Droschke bestieg, zeigten seine Züge größte Aufregung, als er aber sein Fahrgeld bezahlte und forterlief, stand deutlicher Mangel auf seinem Gesicht geschrieben. Der Kutscher blickte ihm grinsend nach, stieg dann in den Wagen und kam mit derselben Börse wieder heraus, die der junge Mann wieder liegen gelassen hatte. „Da!“ murmelte er, indem er liebevolle Blicke darauf warf. „Das ist die siebente Zuhre, die dies alte Vortemmonaie mir gebracht hat, seit ich es heute morgen gefunden und auf den Sitz gelegt habe.“

Vogelkäfig. 1. Beim Anbringen von Futterkästen ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß sie den Unterschlupf suchenden Vögeln auch Nachtquartier zu geben vermögen. Stabile Kästen tun auch zur Nistzeit gute Dienste. 2. Der Kasten muß fest am Boden oder Zweig sitzen. Schaukelnde Kästen werden von manchen Vögeln nicht benutzt, feste von allen. 3. Der Kasten soll etwas nach vorn geneigt sein. 4. Das Flugloch muß der vorherrschenden Windrichtung

entgegengesetzt liegen. Die beste Richtung ist Südwest. 5. Der Platz für den Kasten darf nicht an verdeckter, dunkler Stelle sein. Dagegen ist es gut, durch weitmaschiges Drahtgitter oder Dornenbarrikaden wildernde Katzen abzuwehren. 6. Futter- und Nistkästen in Baumgruppen werden lieber angenommen als solche an einzeln stehenden Bäumen oder an Häusern. 7. Die Kästen müssen in einer Höhe von mindestens 3 und höchstens 8 Meter angebracht werden. 8. Von alten Häuschen nehmen die Vögel mit Vorliebe Besitz; das soll aber niemand abhalten, neue herauszubringen; auch diese kommen an die Reihe. 9. Nisten und Zugen in den Nistkästen müssen mit Talg oder Pech verschmiert werden.

Allelei Heiteres. — Rätsellecke.

Immer Fortmann. Frau Baronin: „Ich freue mich immer, Herr Förster, über das prächtige Haar Ihrer Gemahlin.“ — Oderförster: „Und dabei schädeleht, ganz schädeleht!“

Das bessere Teil. „Ich möcht' am liebsten einen Beruf haben, damit ich gar keinen Mann brauche!“ — „Da möcht' ich schon lieber einen Mann haben, damit ich keinen Beruf brauche!“

Ausrede. Gast (zum Kellner): „Wie können Sie mir nur eine so schmutzige Serviette geben!“ — Kellner: „Entschuldigen Sie, mein Herr, die ist nur falsch zusammengelegt.“

Theorie und Praxis. Mutter: „Gib mir mal ein Frischchen, man muß stets die Wahrheit sagen, auch dann, wenn man dadurch Nachteile haben könnte!“ — Frischchen, es klingelt eben, sieh doch mal nach! Wenn es der Mann mit der Gasrechnung ist, so sagst du, es sei niemand zu Hause!“

Ein alter Brummhär. Photograph: „Die Aufnahme ist gut geworden; Sie haben ziemlich freundlich dreingehaut!“ — Kunde: „S'ganze Gesicht tut mir aber jetzt auch weh!“

Rache der Köchin. „It's wahr, daß du deinem Gefreiten abgeschrieben hast?“ — „Ja, und den Brief hab' ich in 'ne Pappe, damit ihn die ganz' Kompagnie lesen kann.“

Boshaft. Mann: „Die Müller ist doch eine lebenswürdige Frau, und wie nett sie dein einfaches Hauskleid gefunden hat!“ — Frau: „Das hat die boshafteste Person nur gesagt, damit du mir kein anderes kaufst.“

Das Hindernis. A.: „Wann steigst du eigentlich ins Examen?“ — B.: „In dem Semester.“ — A.: „Wo werd' ich! Gerade jetzt, wo ich mir hundert Visitenkarten mit cand. jur. drucken ließ!“

Ach so! „Wertwürdig, daß die Engländer meistens so schlau sind.“ — „hm, als ich nach England kam, habe ich auch in den ersten zwei Tagen sieben Pfund abgenommen.“ — „Aber, wie ist das möglich?“ — „Ja, sieben Pfund Eierling.“

Buchstabenrätsel. In dem mit A wird mancher hin-erast. Und der mit P nützt uns durch seine Kraft. J. Galt.

Änderungsrätsel. In eine Zahl setz' ein Zeichen ein, So wird daraus ein Edelstein. Fritz Suggenberger.

Auflösungen aus voriger Nummer: des Sinrätsels: Die Uhr; — des Silbenrätsels: Ah, Aher; — des Visitenkartenrätsels: Kammerseanger.

Nachdruck unserer Originalartikel wird gern h. v. verp. Dr. C. Gierlach in Stuttgart. Verlag von P. A. Sanz, Altona i. W.

Dexierbild.



Wo ist der Torwächter?



Kammersanger



Illustriertes Familienblatt.

N. 46.

Wochenbeilage zum Altonaer Kreisblatt.

1913.

Unter Heimatlosen.

Erlebnisse eines Deutschen in der Fremdenlegion.

Nachberzählt von Ulrich Lörcher.

1. Wie ich in die Fremdenlegion kam.

Zusammen mit meiner fünf Jahre älteren Schwester Christine bin ich in einem elbischen Landstädtchen von meiner Großmutter aufgezogen worden. Unsere Eltern waren kurz nach meiner Geburt an einer ansteckenden Krankheit gestorben. Meine Großmutter, die aus einem Kramladen ihren Lebensunterhalt bezog, war eine seelengute, für mich nur zu gute Frau. Sie lebte in guten Vermögensverhältnissen, so daß uns beiden nichts abging. Während sie Christine nichts nachließ, viel mehr recht streng behandeln konnte, legte sie für mich eine fast abgöttische Liebe an den Tag. So wurde ich von frühester Jugend an verhätselt und verzogen, und das war mein Unglück. Ich war geistig aufgeweckt und lernte spielend. Weil ich in der Realschule unseres Städtchens der erste war, hielt mich die Großmutter für ein Genie. Für all meine ungezogenen Streiche, meine Diebereien in Obstgärten und Weinbergen, meine Unverträglichkeit mit anderen Kindern, meine Zank- und Prahlucht hatte sie ein begütigendes Nachsehen. Das größte Unglück für mich aber war, daß ich schon vom zehnten Jahr an Indianer und Abenteuergeschichten in Masse verschlang, die meine Phantasie vergifteten, ehe ich ein reifer Mann geworden war. In meinem zwölften Jahr las



Phot. - Ver. Kantschagel, München.

Die Harmonika.

Von Hermann Kantschagel.

Des Nachbars Kind Veronika
Macht fleißig uns Musik;
Sie spielt die Hiehharmonika
Mit Glanz und mit Geschick.

Und fängt sie an mit viel Gefühl:
Bildum, dildel — brum, brum —
Lodt alsobald herbei ihr Spiel
Ein kleines Publikum.

Das lauscht mit Andacht und mit Lust
Den heitern Melodei'n,
Und wenn es geht, aus voller Brust
Stimmt kräftig es mit ein.

So gib's Konzert fast jeden Tag
Und gratis noch dazu —
Soll brummen, wer da brummen mag,
Bei uns geht's lustig zu.

ich bereits Schundromane, die ein im Orte hausierender Kolporteur jeden Herbst ablegte und die voll von abenteuerlichen, unreinen und gemeinen Bildern und Geschichten waren. Infolge dieser Zeit und Seele vererbenden Kost ging es auch in der Schule mit mir abwärts. Die Lehrer machten meiner Großmutter Vorstellungen. Doch sie probierten tauben Ohren; die Arme blieb in dem eillen Wahne befangen, daß ich zu Großem geboren wäre. Da ich infolge meiner losen Streiche aus der Schule des Landstädtchens ausgewiesen wurde, brachte sie mich nach der Landeshauptstadt in eine teure Privatschule und Pension, die auf das Einjährige drillte. Mit Ach und Krach bestand ich mit 16 Jahren die Prüfung. Vom Weiterstudieren konnte aber bei meinem mangelhaften Kenntnisstand nicht die Rede sein. Nachdem ich ein Vierteljahr lang untätig in meinem Heimatstädtchen herumgelungert war, kam ich in ein kaufmännisches Bureau. Ich gab mir einige Zeit Mühe. Ich war ein guter Rechner und hatte Anlagen zum Kaufmann.

Doch da erstand meiner Seele neben dem verderblichen Gift der Schundliteratur, die ich nach wie vor in meinen Mußestunden las, noch ein neuer Feind, dessen Leidenschaft mich zu Fall brachte. Der Feind war die Sportjagd! Ich wurde ein leidenschaftlicher Radfahrer und schloß auf seinem Wettrennen. Sonntags machte ich oft mit meinen Vereinsgenossen große Touren nach Frankreich und der Schweiz.

Mit diesen Reisen auf dem Stahlroß wuchs meine Abenteuer- und Unternehmungslust; ich ging in Vereins- und Sportsachen ganz auf und verlor so immer mehr die Freude an ruhiger Arbeit.

In jener Zeit stand mir meine Schwester Christine als wackerer und helfender Engel zur Seite! Ihrem Einfluß allein war es zu danken, daß ich immer einen Anlaß zur Besserung nahm. Nach dem unerwarteten Tod der Großmutter hatte Christine in einem Weiswarengeschäft die gut bezahlte Stelle der Kassiererin übernommen. Meine Ausbildung hatte in den letzten Jahren große Summen verschlungen, auch war das Geschäft der Großmutter immer mehr zurückgegangen; so hatte sie nur wenige Tausend Mark hinterlassen, die, da ich weit über mein Erbtel gebraucht, der Schwester zufielen. Ich aber war in ewigen Geldverlegenheiten und darum immer wieder auf die Hülfe Christinens angewiesen. Es verging so selten eine Woche, in der ich nicht am Abend die hübsche Gesellschaft aufgesucht hätte, die Christine sich in der Vorstadt Kuprechtsau um wenigens Geld gemietet hatte, die einen so reizenden Ausblick auf Garten und Fluß bot. Meine Schwester hatte in allem gerade die gegenseitige Entwicklung genommen wie ich. Allen Leichtsinn und eitler Vergnügungs- und Weltlust fern, machte Christine ihrem Namen alle Ehre. Trotz all ihrer Frömmigkeit und ihres Lebensernstes legte sie jedoch viel Liebe und Verständnis für mich und meine Reigungen an den Tag und gab mich trotz alles Traurigen, das sie an mir erlebte, nie ganz auf.

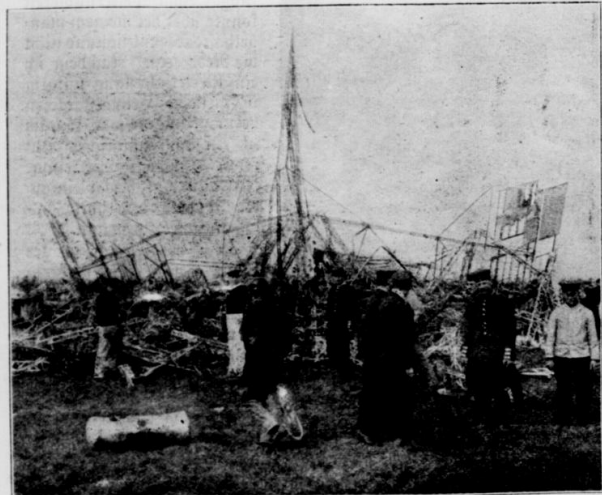
Es war im Juni des Jahres 1890. Ich war Meisterfahrer geworden und trainierte mich seit Wochen auf ein großes Rennen, in dem ich den ersten Preis, einen silbernen Becher und 500 Mark, zu gewinnen hoffte. Wenn ich den Gewinn nicht erhielt, war ich ein verlorener Mann. Das Geld reichte kaum hin, um meine allerdringendsten Schulden zu bezahlen. Im ganzen war meine Schuldenlast auf eine Höhe von fast 1500 M. angewachsen. Der Rad-sport mit seinen teuren Fahrrädern, seinen vielen Festlichkeiten und Ausflügen verschlang Riesensummen. Dazu hatte ich kein Vermögen und bezog einen Monats-lohn von 80 Mark. Bei meiner Schwester war ich seit Wochen nicht mehr gewesen. Christine hatte durch einen Zufall er-fahren, daß ich trotz der beträchtlichen Unterstüt-zungen, die ich jede Woche von ihr erhielt, Schul-den gemacht hatte. Das empörte die treue Schwe-

sterseele. Sie lehnte neue „Anleihen“ an mich ab und redete mir aufs ernstlichste ins Gewissen.

Der große Sonntag nahte heran. Anstatt aber vor der Wettfahrt völlig nüchtern zu bleiben, ließ ich mich von einem falschen Gönner, der mit mein Glück mißgönnte, verleiten, unmittelbar vor unserer Abfahrt eine Flasche Wein zu trinken. Der Schurke hatte wohl Absicht oder sonst einen starken Alkohol beigemischt. Der Wein brannte mir wie Feuer in den Gliedern. Auch fühlte ich gleich nach dessen Genuß einen lähmenden Druck im Gehirn. Ich hätte von der Wettfahrt absehen sollen. Allein in meiner verzweifelte Lage rechnete ich bereits mit dem Geld. Das Rad, auf dem ich fuhr, war nicht mein eigenes. Das erste Geschäft am Plage hatte es mir zur Reklame überlassen. Bei meinen sonstigen Leistungen ersojt mein Sieg allen, auch dem Besitzer des geliebten Rades, so gut wie sicher.

Die Fahrt fand auf einer breiten, fast ebenen Chaussee zwischen Colmar und Ensisheim statt. Doch noch hatte ich Ensisheim nicht erreicht, als ich schon von allen sieben anderen Konkurrenten überholt ward. Meine Scham und mein Schmerz war groß. Unter keinen Umständen wollte ich mehr zum Start zurückkehren. Wozu mich dem Sohne meiner Genossen aussetzen? Ich überlegte, ob ich nicht am besten direkt nach Straßburg fahren sollte. Wenn ich mich meiner Schwester gegenüber offen aussprach, würde sie mir am Ende doch so viel Geld leihen, daß ich meine drückendsten Schulden bezahlen konnte. Ich fuhr zur Telegraphenstation und gab an meine Sportfreunde in Colmar folgendes Telegramm auf: "Bin gestürzt —ahre direkt mit der Bahn nach Straßburg!" Der Zug, so sagte

man mir, würde erst in zwei Stunden abgehen. Sie fuhr mit meinem Rad zur nächsten Schenke und bestellte mir eine Flasche Wein. Da gestellte sich ein älterer, französisch aussehender Mann zu mir, mit einer Militäremaille auf der Brust. Bald war eine Unterhaltung mit dem marcialisch aussehenden angeblichen ehemaligen Fremdenlegionär angeknüpft. Er zeigte mir seine Photographie als Korporal in französischer Uniform und schilderte mir dann das Leben und Treiben in der Fremdenlegion in den verlodenen Farben. Der leichte Dienst, das billige Leben, der gute Wein, die rasche Beförderung und dazu die großen interessanten Reisen, — der Legionär machte — nach Afrika



Von der furchtbaren Luftschiffkatastrophe am 17. Oktober bei Johannistal, wobei 28 Personen den Heldentod fanden. Unsere Bilder zeigen die Trümmer des verbrannten Marineluftschiffes L 2, das rechts in der Mitte die Gondeln.

Der Christbaum auf dem Grab.

1. Երկրի մեր ժողովրդի մեջ ինչպե՞ս է տարածված
 2. Երկրի մեր ժողովրդի մեջ ինչպե՞ս է տարածված
 3. Երկրի մեր ժողովրդի մեջ ինչպե՞ս է տարածված
 4. Երկրի մեր ժողովրդի մեջ ինչպե՞ս է տարածված
 5. Երկրի մեր ժողովրդի մեջ ինչպե՞ս է տարածված
 6. Երկրի մեր ժողովրդի մեջ ինչպե՞ս է տարածված
 7. Երկրի մեր ժողովրդի մեջ ինչպե՞ս է տարածված
 8. Երկրի մեր ժողովրդի մեջ ինչպե՞ս է տարածված
 9. Երկրի մեր ժողովրդի մեջ ինչպե՞ս է տարածված
 10. Երկրի մեր ժողովրդի մեջ ինչպե՞ս է տարածված



Professor Franz Mehner, der Schöpfer
des plastischen Schmuckes am Völkerschlach-
tendenmal.

Geh. Hofrat Clemens Thieme, der 1. Vorsitzende des Deutschen Patriotenbundes und Urheber des Denkmals.



Professor Dr.-Ing. Bruno Schmitz,
der Schöpfer des Entwurfs für das Völkerschlachtdenkmal.

die Seimat reifen müssen, eine Nachtwache draußen am Pulverturm. Hier hatte er sich, so oft er auf Posten gekommen war, musterhaft gehalten; diesmal ging es ihm weniger gut. Er fühlte sich unwohl, wollte aber, nachdem er seinem Kameraden das Versprechen gegeben hatte, nichts davon sagen, um nicht der Bequemlichkeit und Feigheit geziehen zu werden. Die Gegend um den Pulverturm steht nämlich im Ruf des Gespensterpuffs, ähnlich wie die Umgebung des Rehrunnens. Ein Gespenst nun erschien zwar unserem Leonhard nicht in der Geisterstunde, wohl aber der Leutnant von Wolmersdorf, und zwar unglücklichweise in demselben Augenblick, in dem der Rekrut, um seine heftigen Kopfschmerzen zu bekämpfen, die Stirne gegen die kalten Quadersteine der Mauer drückte. Leonhard hatte sich einer Verletzung schuldig gemacht; der Leutnant von Wolmersdorf behauptete und bestand darauf, die Schildwache habe geschlafen. Der Unteroffizier machte den Scherz, der Rekrut Schirmer schlafe immer stehend und mit offenen Augen wie die Sälen — ein Scherz, welcher bei der Mannschaft großen Beifall fand. Die Schildwache aber erhielt vierzehn Tage strengen Arrest.

Ich habe den verzweiflungsvollen Brief gelesen, welchen Leonhard an seine Eltern schrieb, nachdem er aus dem Arrest gekommen war. Er war sonst meistens wortfarg; in diesem Brief machte ihn der wilde, unbändige Schmerz zum Redner, um nicht zu sagen zum Dichter. Und doch — das, was ihn bei der empfindlichen Strafe am meisten schmerzte, stand nicht im Brief an die Eltern. Er hatte sich seit Monaten wie ein Kind darauf gefreut, für Anna Scheuermann wieder einen Christbaum am Heßbrunnen holen zu dürfen. Daraus war nun nichts geworden, denn er hatte das alte Jahr im Arrest beschloffen und das neue Jahr im Dunkelarrest angetreten. Der Parkförster Scheuermann aber führte seinen Entschluß, einen Christbaum auf dem Markt zu kaufen, nicht aus. Leonhard schämte sich der erstandenen Strafe so sehr, daß er Monate lang „das Schloß“ mied.

Indessen es wäre vielleicht alles wieder ins Gleis gekommen, wenn nicht der Unteroffizier Grollen eines Tages einen neuen, ganz besonderen Fehler am Soldaten Echtritter entdeckt hätte. Grollen hegte den Verdacht, daß Leonhard ein — Frömmel sei, und zwar deswegen, weil er sich einmal besonderen Urlaub erbat, um eine meiner Predigten zu hören. Grollen fand es geradezu unbegreiflich, daß ein vernünftiger Mensch einen Gottesdienst besuchen könne, in welchen er nicht kommandiert sei.

Er sagte zu Leonhard, als er seine Bitte wiederholte: „Wenn's durchaus gebetet sein muß, dann kannst du dort unter den Lindenbaum gehen und da beten.“ Leonhard zog aber das aus Steinen gebaute Gotteshaus dem Lindenbaum vor, und das erbitterte den Unteroffizier.

Wenn nun Leonhard beim Turnunterricht sich ungeschickt anstellte, so machte Grollner die Grömmerei dafür verantwortlich.

Wiederum begann der Schwimmunterricht. Die Kameraden hatten einige Fortschritte gemacht, der Soldat Schirmer aber sank, wenn er ins Wasser kam, in die Tiefe wie Blei. Als ihn eines Tages Grollner einen sinkenden Petrus nannte, dem auch der Seiland nicht hätte helfen können, wurde unser Leonhard fast schwermüthig. Er sprach zwei Tage lang kein Wort außer dem, was er im Dienst reden mußte. Am dritten Tage wurden die meisten Kameraden beurlaubt, in die Heuernte zu gehen. Schirmer blieb in der Kaserne, obwohl ihn sein alter Vater auf dem Echhof beim Heuen sehr gut hätte brauchen können.

An einem regendunkeln Abend putzte er seine Montur und die Messingknöpfe derselben so blank, daß ihm Grollen für seine Bunklichkeit ein halb spöttisches, halb ernsthaftes Lob erteilte; dann eilte er dem Flusse zu.

(Fortsetzung folgt.)



Bei der Grubenkatastrophe in Süd-Wales in der Kohlengrube Universal bei Cardiff, verursacht durch eine schwere Grubenexplosion, verloren von 931 mehr als 400 Bergleute das Leben. Die Explosion war so stark, daß die Erde bebte und die Tagbauten über dem Grubenangang zerstört wurden. Da das Feuer weiter um sich griff und neue Explosionen eintraten, waren die Rettungsversuche erschwert.

Der Christbaum auf dem Grab.

Erzählung von Paul Lang.
(Fortsetzung.)

Um dieselbe Zeit kam auch Leonhard Schirmer häufig in unsere Stadt, und eigentümlicherweise suchte er zuerst nicht die Nachbarn vom Echhof, sondern mich auf. Weil Anna Schirmermann in einem Schloß wohnte, stellte er sich unter ihr eine Art von Prinzessin vor. Er bekannte mir nach und nach, er sei schon zwei-, dreimal vor des Parkförsters Wohnung gestanden, aber hineinzugehen habe er nicht den Mut gehabt. Das letztemal haben ihn die beiden dänischen Doggen zurückgeschreckt, die sich der Parkförster anstatt des gutmütigen Dachshundes angeschafft habe.

Ich lächelte über seine Verzagttheit und ermahnte ihn, er solle sich beherzigen zeigen; er werde ja bald Soldat werden, und da müsse er mehr Mut und Entschlossenheit an den Tag legen. Ein trüber Schatten flog über sein treuerziges Antlitz, als ich vom Soldatwerden sprach; er erzählte mir in der Kürze seine Erlebnisse. Bis zu seinem achtzehnten Geburtstag hatte er als gehorsamer Sohn im Hause seiner Eltern ausgeharrt; dann aber hatte er seinen Eltern erklärt, er müsse auch ein Stück von der Welt sehen, sonst werde er vollends schwermütig. Er war dann, obwohl er kein Handwerk erlernt hatte, auf die Wanderschaft gegangen und hatte in einer großen Bierbrauerei, ganz in der Nähe von hier, eine passende Beschäftigung gefunden.

Leonhard war überglücklich, als er mich wieder einmal an einem Sonntagabend besuchte und ich ihm den Vorschlag machte, er solle mit mir ins Schloß gehen. Ich brachte ihn ungefährdet an den beiden dänischen Doggen vorbei, und die Freude des Wiedersehens war auch auf Seiten des Parkförsters und seiner Tochter eine aufrichtige. Besonders beglückt war Leonhard Schirmer, daß ihn Anna bald herzhafte mit Du anredete, denn er seinerseits hatte nicht mehr gewagt, die Jugendfreundin zu dusen.

Von nun an kam Leonhard nicht sehr selten „ins Schloß“, wie er selbst mit einer gewissen Feierlichkeit sich ausdrücken pflegte. Anna war freundlich und zutraulich gegen ihn, wenn sie auch selbst wohl fühlte, daß sie auf dem ihr vorgezeichneten Lebensweg dem Jugendfreund, der in seiner Einsamkeit etwas schüchtern und unbeholfen geblieben war, um ein Merkliches vorausgekommen sei. Doch legte Leonhard seine Schüchternheit nach und nach einigermassen ab; er konnte sogar gesprächig werden, wenn er Zukunftspläne entwarf, wie er sich noch tüchtig in der Welt umhören wolle und in der Landwirtschaft auf einem größeren Gut etwas Rechtes zu lernen gedenke. Am liebsten fröhliche er in frühlichem Geplauder mit Anna die harmlosen kleinen Kindheits Erinnerungen auf, und er war ganz glücklich, als des Parkförsters Tochter einmal die Bemerkung hinwarf, auf dem Echhof im grünen Wald sei es eben doch schöner gewesen als in der Stadt, und sie ginge am liebsten wieder in den Wald zurück. Er suchte und fand weit mehr in diesen Worten, als sich Anna dabei gedacht hatte.

Weihnachten kam heran, und Leonhard holte den schönsten Christbaum, der überhaupt in unsere Stadt gebracht wurde, am Rehrbrunnen. Er hatte zwei Nächte hindurch gearbeitet, um dafür am Tage vor dem Fest frei zu bekommen, und einen erstklassigen Teil seines kleinen ersparten Vermögens aufgewandt, um würdigen Schmuck für den stattlichen Baum zu kaufen. Fünf Stunden weit trug er ihn durch Sturm und Schneegestöber in die Stadt. Der alte Schirmermann war nicht besonders erbaut, als Leonhard zwischen Tag und Dunkel mit seinem schönen Baum im Schloß anrückte, und selbst die Versicherung Schirmers, der Baum sei vom Rehrbrunnen, vermochte den Parkförster nicht sogleich zu beglücken. Wiederum, wie vor Jahren, brummte er etwas von einer Kinderei, über die man allmählich hinaussein sollte, in seinen weißen Bart. Leonhard hatte einen so großen Baum gewählt, daß, als er ihn nun im Zimmer auf den Tisch stellte, die Spindel an der Decke anstieß, obwohl die Schloßzimmer bedeutend höher waren als die niedrige Stube im Forsthaus auf dem Echhof. Der Baum mußte an seinem unteren Ende gekürzt werden.

Anna war vorerst gar nicht zu Hause; sie war seit Jahren gewöhnt, die ersten Stunden des heiligen Abends in ihrer Kleinkinderpflege oder im grässlichen Hause bei dem kranken Tochterlein zuzubringen. Seit den letzten Weihnachten, die sie auf dem Echhof gefeiert hatte, hatte sie für sich und den Vater keinen Baum mehr angezündet. Aber die alte Waise Marie hatte sich zum Besuch im Schloß eingefunden. Und während Leonhard gemeinschaftlich mit ihr den Christbaum für Anna aufspunkte, ging ihm das Herz auf. Die errötenden Wangen hinter den Tannenzweigen bergend, gestand er der Waise, daß er gar nicht daran denken möge, früher oder später auf den

Echhof zurückzukehren, wenn er nicht die Hoffnung haben dürfe, daß Anna dereinst mit ihm unter sein Dach ziehe. Es sei freilich nur ein geringes Bauerngütchen, das ihm sein Vater in etlichen Jahren, wenn seine militärische Dienstzeit vorüber sei, übergeben wolle; aber er hoffe, die Anna werde es doch nicht ganz verachten, und sie habe ja selbst gesagt, daß es nirgends in der weiten Welt so schön sei, wie im Walde. Er wisse wohl, die Anna sei viel zu vornehm für ihn geworden; aber daß sie ihm in der Bildung voraus sei, das seien sie beide schon von der Schule her gewöhnt, und in den Fragen des praktischen Lebens sei er doch nicht auf den Kopf gefallen; wenn ihm etwas an der Bildung abgehe, so habe er dafür ein treues Herz. — Die Waise, welche niemals damit einverstanden gewesen war, daß aus „ihrem Kind“ ein „Stadtfräulein“ werden sollte, machte zwar anfangs bei diesen Aufschlüssen ein bedenkliches Gesicht; schließlich aber gewann Leonhards Treuerzigkeit ihre ganze Gunst, und sie versprach, ein gutes Wort für ihn beim Herrn Vetter einzulegen, sobald sich eine günstige Gelegenheit zeige.

Als die bange erwartete Anna endlich nach Hause kam, ahnte sie nicht, was unter den Zweigen des Christbaums von ihr gesprochen worden war. Obwohl sie von zwei Christbecherungen herkam, bei denen sie teils reichlich beschenkt worden war, teils die Wahrheit des Wortes, daß Geben seliger ist denn Nehmen, erfahren hatte, konnte sie doch an dem Baum, den Leonhard um ihrerwillen vom Rehrbrunnen geholt hatte, sich kaum fassen, als er nun in vollem Lichterglanz strahlte. Die Waise Marie hatte für ein kleines Festmahl gekostet, und als Leonhard Abschied nahm, meinte der Parkförster in seiner barocken Gutmütigkeit, er habe es ja schon lange gesagt, daß man am heiligen Abend gemüthlich zusammenfassen, nicht aber dahin und dorthin auseinanderlaufen solle.

Die Waise erfüllte am Neujahrstag, als der Herr Vetter ihr seinen Gegenbesuch machte, das Versprechen, das sie dem Leonhard gegeben hatte. Sie kam aber mit ihren Entdeckungen übel an. Anfangs meinte Schirmermann, man wolle Scherz mit ihm treiben. Als er aber sah, daß es Ernst war, wurde er grimmig und fuhr heraus: „Ich weiß es schon lange, daß der Leonhard ein Träumer ist und daß er unter dem Regenschirm gestanden ist, als es Verstand geregnet hat. Ein junger Mensch, der noch nicht einmal seine Soldatenjahre abgedient hat, sollte gar nicht mit Heiratsgedanken umgehen. Zwischen mir und meiner Tochter ist es abgemacht, daß sie sich nicht verlobt, bis ich gestorben bin. Darauf wird man noch warten können; mir gefällt es bis auf weiteres recht gut in dieser Welt. Übrigens will ich mir die Sache merken, und es soll mir kein Leonhard mehr den Christbaum ins Haus schmuggeln. Ich kann mir selber einen auf dem Markt kaufen, wenn ich's nötig finde.“

Im Frühjahr darauf wurde Leonhard Soldat; er wurde als Rekrut in hiesiger Stadt bei der Abteilung eingereiht, welcher der Leutnant von Wolmersdorf vorgelegt war. Gleich die ersten Wochen des Dienstes ließen sich für den jungen Menschen keineswegs freundlich an. Er war pflichttreu und nahm es mit dem, was er versprochen hatte, peinlich genau; gegen seine Kameraden war er dienstfertig, vielleicht etwas zu dienstfertig. Aber sein schüchternes, unbeholfenes Wesen machte ihn für die minder Gutmütigen seiner Abteilung bald zur Zielscheibe des allgemeinen Spottes. Er stellte in der Tat, seitdem er in zweierlei Tuch eingekleidet war, keine stolze Figur vor. Beim Exerzieren lernte er die Handgriffe leidlich; um so bescheidener waren seine Fortschritte in der edlen Turnkunst, und als die Schwimmübungen begannen, sah es noch mißlicher aus. Manche seiner Kameraden leisteten auch wenig im Schwimmen; aber die verzweifeltsten Anstrengungen, mit denen sich Leonhard Schirmer über dem Wasser zu halten versuchte, waren doch das Rostfischste, was man bei Gelegenheit der nicht immer kurzweiligen Dienstübungen sehen konnte.

Er kam damals manchmal zu mir und klagte mir sein Leid; ich richtete ihn auf, so gut ich's vermochte, konnte ihm aber in der Hauptsache nicht helfen.

Der Leutnant von Wolmersdorf hatte ihn, wie man bei uns sagt, besonders „auf dem Strich“. Nicht als ob er ungerecht gegen ihn gewesen wäre; aber im Dienst ließ er ihm auch nicht das kleinste Versehen hingehen, und der Leutnant hatte leider nur allzu oft Gelegenheit, dem armen Rekruten etwas auf Kerbholz zu setzen. Kaum hatte der unserm Leonhard zunächst vorgelegte Unteroffizier Grollen bemerkt, wie der zerr Leutnant gegen den ungelungenen Rekruten gefinnt sei, so mußte auch er in unzähligen Fällen etwas an ihm auszuüben. So ging der Sommer und der Herbst dahin. Einige Tage vor Weihnachten übernahm Leonhard Schirmer für einen Kameraden, welcher eines Sterbefalles wegen rasch hatte in

und Madagaskar, ja nach China —, alles das verstand der Kerl, der die Fremdenlegion nie in seinem Leben gesehen, in so verführerischer Weise zu schildern, daß ich plötzlich den wahnsinnigen Entschluß faßte, so, wie ich war, nach Velsort zu fahren und mich dort auf dem mir beschriebenen Verbeubureau zu melden. Die Schattenseiten der Legion waren mir nicht unbekannt. In meinem Kreise hatte ich wiederholt die Rede auf sie gebracht, und alle, auch die französischgesinnten, hatten abprechend und verächtlich über das Leben in ihr gesprochen. „Alles, was gegen die Legion vorgebracht wird,“ so versicherte mich jetzt der angebliche frühere Korporal, „alles, was Sie von schlechter Kost, Mißhandlungen und dergleichen hören, ist erfunden.“

Der im Dienste der Fremdenlegion stehende Verber ließ Wein und Braten kommen, als er merkte, daß er bei mir auf seine Rechnung kam. Während des Essens behauptete er, die Fremdenlegion wäre daran, eine eigene Kabfahrerkolonne zu gründen. Meine Fertigkeit auf diesem Gebiet werde mir jedenfalls sehr zuustatten kommen. Unterdessen wurde es Mittag. In meiner Abenteuer- und Sportlust und bei meiner fatalen finanziellen Lage schien mir die Fremdenlegion der einzige Rettungsanker. So fuhr ich denn neu gestärkt und von tausend törichten Hoffnungen erfüllt mit meinem Rade Velsort zu, das ich gegen Abend, ohne von einem Gendarmen oder Grenzwachter angehalten worden zu sein, erreichte. Um 80 Frank verkaufte ich das geliebte Rad, das den vierfachen Wert haben mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Hausfrauenblätter.

Die Liebe bricht herein mit Wetterblitzen,
Die Freundschaft kommt wie dämmernd Mondschein;
Die Liebe will erwerben und besitzen,
Die Freundschaft opfert, doch sie fordert nicht.

Gesundheitspflege.

Atemübungen. Die Gesundheitspflege unserer Lungen erfordert tägliche Atemübungen. Wenn wir nicht körperlich angestrengt tätig sind, atmen wir durchweg oberflächlich. Deshalb sollen wir — und dazu halte man besonders auch die Kinder an — täglich Morgens nach dem Aufstehen und abends vor Schlafengehen 6 bis 10 bis 12 mal tief ein- und ausatmen. Die Luft muß frisch und rein sein! In verdorbener Luft hat es keinen Sinn, die Atemübungen auszuführen. Auf jedem Spaziergang müssen wir in staubfreier Luft innehalten und tief atmen. Vornehmlich die Berg-, Wald- und Seeluft sollen uns zu Atemübungen anregen. Von den Atemübungen, die nach vorstehender Anweisung wahrlich keine Mühe verursachen, haben nicht nur die Lungen den Vorteil, sondern auch das Herz und unmittelbar der ganze Körper.

Fürs Haus.

Ein hübscher Zimmermum läßt sich einfach und billig mit einer roten Rübe herstellen. Man sucht sich zu diesem Zweck ein hübsches Exemplar mit schöner, voller Blätterkrone aus, schneidet den unteren, spizen Teil ab und höhlt die Rübe ein wenig aus. Dann poliert man sie mit Moos aus und füllt Erde in die Höhlung, jedoch darf das Fleisch der Rübe mit der Erde selbst nicht in Berührung kommen, sondern das Moos muß das verhüten. Auf die Erde streut man eine Handvoll Weizenkörner und hält Erde sowohl wie Moos immer feucht. Sodann schlingt man einen Faden um die Rübe und hängt diese amperlartig so am Fenster auf, daß die Blätter nach unten gerichtet sind. Die Weizenkörner fangen bald an zu keimen und senden schnell saftige, hellgrüne Triebe empor, während auch die dunklern grünen Rübenblätter sich nach oben krümmen. Der Gegensatz zwischen der blutroten Rübe, den hellgrünen Weizentrieben und den dunkeln Rübenblättern bietet einen reizenden Anblick.

Für die Küche.

Gedämpftes Kraut. Man pugt und hobelt einen kleinen Kopf Rotkraut und einen kleinen Kopf Weißkraut und schneidet 200 Gr. fetten Speck in Würfel. Diese Speckwürfel läßt man über gelindem Feuer mit etwas dazugefügter Butter hellbraun braten, schöpft die Grieben heraus und stellt sie warm. In dem flüssigen Speckfett läßt man drei Löffel Wehl bräunen, verdoht die Einbrenne mit etwas Wasser, milchem Eßig, etwas braun geröstetem Zucker recht glatt, fügt die Grieben wieder dazu und läßt das Kraut darin weich kochen. Natürlich muß fleißig nachgesehen werden, daß das Kraut nicht anbrennt. Man schmeckt es zuletzt ab und würzt, wenn nötig, mit etwas Eßig, Zitronensaft oder Zucker.

Cäsar.

Von Alb. G. Krueger.
(Schluß.)

Verzweifelt blidte ich zu dem finstern auf die tosenden Wasser flarrnden ersten Offizier hinüber und fragte mir den Kopf, als könnte ich mir dort einen rettenden Gedanken ausgraben. Ein Teil der Mannschaft hatte sich um uns gedrängt. Gut genug sahen auch die Leute, wie die Sache stand, und schwiegen finstern, schwiegen auch dann noch, als ich ihnen die einzige Möglichkeit der Rettung schreiend klarlegte. Niemand schien das Wagnis unternehmen zu wollen. Und mich hielt der Gedanke an meine Frau fest, wie mit Ketten. Selbst Cäsar, mein Neufundländer, schien sich nicht wohl in seiner Haut zu fühlen. Dicht drängte er sich an mich heran und knurrte ärgerlich.

Nun hatte ich einen Matrosen an Bord, dessen Schweigames, finstere Wesen jede Kameradschaft mit den anderen tollen und wilden Jungen ausschloß, einen Mann, der sich in allen möglichen Meeren der Erde umhergetrieben hatte und so mancherlei erlebt haben mochte, einen Menschen, der eifern mehr als seine Pflicht tat, stets da unaufgefordert zugriff, wo sich die Arbeit am schwersten anließ, nie Anlaß zur Klage gab, dem aber doch die Leute samt und sonders aus dem Wege gingen, als ruhe auf ihm ein Blutbann. Auch mir war der Mensch nie so recht sympathisch gewesen. Aber in jener Stunde der Todesnot habe ich gelernt, daß man die Eigenart eines jeden Menschen, so wunderbar sie immer anmuten mag, achten und sich niemals von ersten Eindrücken, dummen Gefühlsstimmen leiten lassen soll.

Dieser Mann nun, er hieß Johnson, trat, nachdem er lange die Klippen, die See und den Strand gemustert hatte, plötzlich an mich heran und schrie mir ins Ohr: „Lassen Sie die Boje klarmachen, Kapit'n, ich werde die Leine an Land bringen!“

Verblüfft fuhr ich auf. Gerade dieser Mensch erbot sich zu dem Wagnis, wollte den fast sicheren Tod auf sich nehmen, dieser, den niemand liebte, dem jeder aus dem Wege ging und dem ich diese Tat am allerwenigsten zugraut hätte! In meiner Seele begann es seitdem zu glühen.

Verwirrt packte ich seine Schulter und stotterte: „Du, du willst durch diese See allein?“

Der Sturm riß mir die Worte vom Munde weg. Aber er mußte mich doch verstanden haben, denn groß schrie er zurück: „Na, einer muß es doch riskieren, sonst seid ihr alle verloren! Die da, — ein verächtliches Lächeln spielte um seine Lippen, als er nun auf die Matrosen wies —, die da machen's nicht. Also gehe ich. Was geht's euch an? Allein kann ich aber die See nicht zwingen. Den da müssen Sie mir mitgeben!“

Dabei deutete er auf Cäsar, der wahrhaftig zu verstehen schien, um was es sich handelte. Langsam näherte er sich Johnson, richtete sich auf und legte diesem die Pfoten auf die Schultern. Lebhaft klopfte und streichelte Johnson den Kopf des Hundes. Dann begann er sofort mit den Vorbereitungen zu seiner Fahrt. Nachdem er sich schnell aller hindernden Kleidungsstücke entledigt hatte, knüpfte er zwei dünne Leinen an die Trosse der Fohlenboje, von denen er die eine sich, die andere dem Hunde fest um den Leib schnürte. Hierauf instruierte er zwei Matrosen darüber, wie sie die Leinen zu halten und nachzulassen hätten, trat dann mit dem Hunde an die Reeling und blickte finstern und gespannt auf die heranrollenden, brüllenden und schäumenden Wogen.

Alles, was sich von Lebeseisen an Bord befand, drängte herzu, klammerte sich fest, schaute gespannt und hoffnungsfreudig Johnsons Beginnen zu. Und nun wälzte sich eine riesige, schaumgekrönte Woge heran in der Richtung auf die Klippen zu. Johnson benachrichtigte die Leute an der Leine durch einen schrillen Schrei, packte das Halsband des Hundes und sprang mit ihm über Bord.

Lenlos, mit zum Reifen gespannten Nerven und laut schlafenden Linsen beobachteten wir den furchtbaren Kampf, der jetzt vor unseren Augen begann und in den helfend einzugreifen für uns gänzlich unmöglich war.

Johnson galt an Bord für riesenstark und außergewöhnlich gewandt. Wenn einer, so schien er für das gefährliche Unternehmen wie geschaffen. Aber selbst seine Riesenkraft verlagte hier. Von den tollen Wassern hin- und hergeschleudert, hoch emporgerissen, verschlungen, tanzten die beiden wie zwei Morle auf der See umher und näherten sich mit jeder Sekunde mehr den verderblichen Klippen, an welchen sie zerbrechen mußten. Wir verloren bald jede Hoffnung. Jetzt waren sie heran. Die an den Felsen überlöpfende, wild zurückstrahlende See packte die beiden lüthnen Schirmer wie mit Löwentralen, riß sie zurück, überflutete sie. Uns folgte der Herzschlag. Mit weit vorgebeugtem Oberkörper, fast aus den Höhlen gepreßten Augen starrten wir auf die Klippen. Und aus der Tiefe unserer gemarterten Seelen rang sich ein glühend heißes Gebet. Mann und Hund waren verschunden. Eine halbe Minute verging in furchtbaren Spannung. Nichts! Noch eine halbe Minute, nichts! Unser Untergang war besiegelt, die beiden für immer ver-

In dem riesigen
mächtigen Bäume g
große, alte Stämme
in wenigen Jahren
stehen fest im Boden
derer und geben in
als seien sie ein
näher aufsteht, er
find, an dem höchsten
sprossen als am
dicke Stämme, von
Himmelsrichtungen
topflose Setzungen
Berlin aus in ver
schickt und der se
drei, vier Loten
erigen Seite prang
zeigen gefüllt wir
So drückt Berlin
die Stadtansicht
sonst heißen möge
Berlin in
himme Seite von
pflanzen in dem
Slandat ist in
wichtigsten er
iten Genialitäten
ind, mit Klar
abzählbaren und
füllen. Solche
infinieren Seiten
kannten, meist
Schmuckgeschichten,
das ihre, um den
mit freigeschobener
lie zum Kauf des
Und es gibt ja leib
Leuten, die nie al
Schund hereinfall
wertigen Preiser
lich als Wahrhe
lie nennen sich w
lich. Schon man
ter derartiger Blä
wuchern sie typi
aus dem sie ihre
wieder ringsum be
Am letzten Freitag
einen Vertreter fol
Stab geschoben.
die „Deutsche Woc
ein Blatt, das zum
die demotografische
und sich daher sol
diese „nationalen“
bewies der Monat
berichtsleiter der
len-Haejeler
lagte, der in sein
einen „Das Ende
Saejeler“ überföhr
dem u. a. dem Graf
Vorwurf verwerf
macht wurde. Seit
Schleier von der
ihrem Oberhaupt,
burg gezogen hat, m
journalisten geräde
vorrangende Persön
verdrängten und sie
vor jener unbedin
vielen gegeben haben
Wortes „honorarue
kennt sie jeder Sch
in der Tat „perve
Sarden war aber in
berechtigte politische
jenen Aufsehen er
anlassen, und, was
aber soll es führen,
normalempfindende
berartigen Verdächi
den. Der Vorwurf
die größte Be
Manne ausgeübt we
in seiner Urteilsbegr
betont. Und demod
dass selbst Fürst Bü
war, dass Graf Wolf
Hilfen-Saejeler in
beschimpft wurden.
konnte auch nicht den
seine Behauptungen
erklärte unter seinen
noch sonst verwerf
ganzes Gedenken.
dem. Wer in so ge
muß eine harte Stro
größter Beugung
eine außerordentl
über Steinthal ver
einem Jahre 6
ihm wegen Fluchtver
Witmenschen abschne
hinter Kerkermauer
exemplarische Strafe

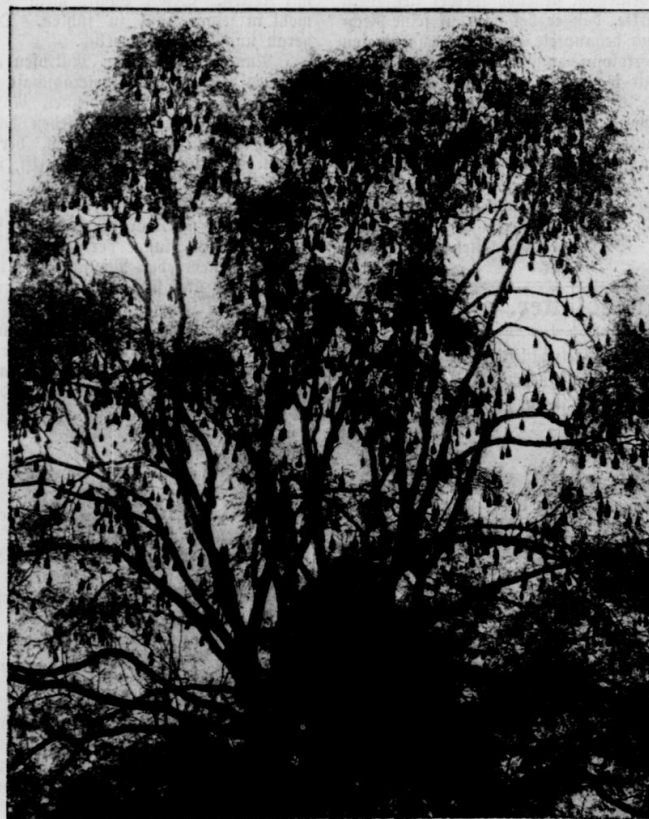
funken. — Da! — Wäglich hob sich ein Arm aus dem Gischt, dem Schaum, dann ein Kopf, etwas rechts davon ein dunkles Fell, zapelnbe Glieder. Und das alles riß jetzt ein donnernder Wasserberg himmelan und landete es im nächsten Augenblick hoch auf den Felsen. Johnson hielt mit der linken Hand das Fell des Hundes gepickt und kratzte sich mit der rechten an das Gestein. Die zurückwachsende See straffte seine Muskeln zum Reizen, drohte ihm die Arme aus den Gelenken zu drehen. Aber er hielt aus. Die Woge glitt machtlos zurück. Noch einige Sekunden verharrten die beiden regungslos. Dann trohen sie heftig die Felsen höher hinan und waren bald aus dem Bereich der Wellen. Ein Freudengeheul brach bei diesem Anblick an Bord aus. Und ich glaube, wenn die das Dsch segelnden Seen nicht einen gewaltigen Respekt eingefloßt hätten, so wären Mannschaft und Passagiere in einem Indianertanz umhergewirbelt.

Hoch droben auf den Klippen stand Johnson neben dem sich schüttelnden Hunde, zog die Leinen an und machte sie klar. Dann schwenkte er den Arm gegen uns, hierauf zu den am Strande umherlaufenden, aufgeregt schreienden und winkenden Leuten und war im nächsten Augenblick mit Caesar, der ihm treulich folgte, hinter den Klippen verschwunden. Das letzte, bequemere Stück der Fahrt begann. Bald sahen wir denn auch die Köpfe der beiden Schwimmer in dem ruhigen Teil der See auftauchen, langsam, aber stetig dem Ufer zustreben, und ein heißes Glücks- und Dankbarkeitsgefühl ließ unsere Herzen aufloben.

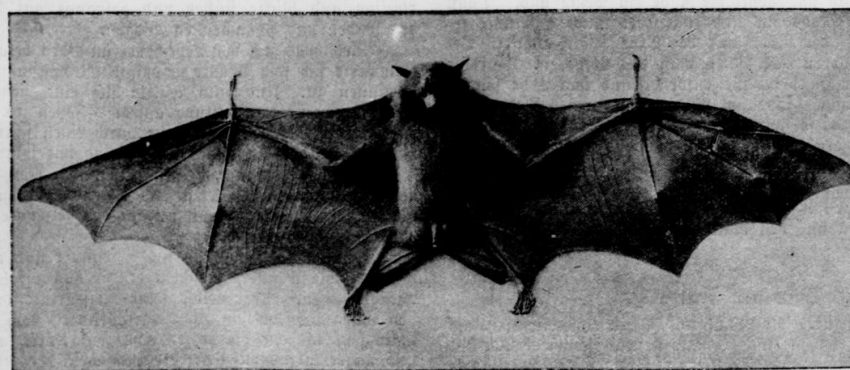
Aber was war das? Johnsons Bewegungen wurden plötzlich unsicher. Entsetzt sahen wir ihn matter und matter ausgreifen, dann einige trampfaste Bewegungen machen, endlich wie einen Stein wegsinken. Unter Herzschlag setzte aus. Atemlos vor Erregung beobachteten wir den entsetzlichen Vorgang.

Aber als Minute auf Minute verging, ohne daß Johnson wieder zum Vorschein kam, und nun auch Caesar, der so lange die Unglücksstelle umkreist hatte, nach den Klippen zurückzuschwimmen begann, da brach eine namenlose Verzweiflung an Bord aus. Sie zu beschreiben vermag ich nicht. Lag doch unsere letzte Hoffnung in Trümmern; wir waren verloren!

Sieben, acht Leute hatten sich nach dem Wegsinken Johnsons vom Ufer aus in die See geworfen und schwammen der Stelle zu.



Ein Baum als Ruhequartier der fliegenden Fische am Tage.



Aus dem Leben der fliegenden Fische in Indien. Die in Indien lebenden fliegenden Fische gehören zu den Fledermausarten und sind wie diese Hand-, Dämmerungs- und Nachtfleger, doch nähren sie sich nicht von Insekten, sondern von Pflanzenfrüchten. Am frühen Abend kann man die Tiere beobachten, wenn sie mit dem Dämmerungsbeginn zu Tausenden ihre Flügel antreten, die sich bis zu 60 Zentimetern ausbreiten. Mit ruhigem, schwingendem Flug steuern sie ihren Zielen zu, und ein wirres durchdringendes Gekrächz zeigt ihren Zug nach an, wenn es schon ganz dunkel geworden ist. Als Ziele wählen die Tiere die fruchttragenden Bäume; und Obstplantagen, in die sie einfallen, werden von diesen Pflanzenfressern bis zum Morgengrauen verwüstet, denn dann treten sie ihren Rückflug wieder an. Bei Tage ruhen die Tiere in belaubten Bäumen, die sie in abgelegenen wasserreichen Gegenden aufsuchen. Zu Hunderten hängen sie oft gleich großen Früchten in einem Baum und gewähren einen merkwürdigen Anblick, wenn sie schlafen, wach im Winde schaukeln oder von Ast zu Ast hangen.

Auch schien man fortgesetzt den Hund zu rufen, zu locken. Und sei es nun, daß Caesar darauf reagierte, sei es, daß ihm die Rückkehr zu uns doch bedenklich erschien, oder lenkte eine höhere Macht seinen Willen, genug, plötzlich wandte er um und hastete dem Ufer zu. Wie uns zumute war? Ich weiß es nicht! Hunderte von Menschen stürzten dem Hunde entgegen, packten ihn, zogen ihn an das Land, holten die Leinen an und zogen die Trosse der Boje ein. Mit den Leinen wurde auch der Körper des armen Johnson an das Land gebracht. Er war tot. Sein Leben hatte er dahingegeben, um das unsere zu retten. Mag ihm die Erde leicht sein!

Nach einer Stunde holte man den letzten der Schiffbrüchigen, mich, in der Hosenboje von Bord. Es war hohe Zeit. Die See schien wirklich nur auf meine Rettung gewartet zu haben, um der armen „Genny“ den Rest zu geben. Unter Tränen sah ich sie beriten, versinken. . . .

Die Leute an Land nahmen uns freundlich auf, versahen uns reichlich mit allen Lebensbedürfnissen, und in dem netten Fischerdörfchen vergaßen wir bald unsere ausgestandene Angst und Not.

An Bord, als Passagier, hatte sich ein amerikanischer Multimillionär befunden. Der ließ den armen Johnson mit wahrhaft fürstlicher Pracht beerdigen und setzte 1500 Dollar für das Denkmal aus, das du heute auf dem Grabe, nahe der Unglücksstätte, sehen kannst. Wir aber wurden 25 000 Dollar überwiesen mit der Bestimmung, den rettenden Hund, den ich um seinen Preis hergab, von den Zinsen aus allen Kräften zu pflegen und alles nur Denkbare zu seinem Wohlbefinden anzuschaffen. Nach Caesars Tod sollte ihm ein Denkmal im Werte von 1500 Dollar errichtet, der Rest des Geldes zur Aussteuer für das erste Mädchen, welches meine Frau mir schenken würde, verwandt werden.

Meine kleine Lotte wird mal ein reiches Mädchen. Caesar lebt noch, und ich pflege ihn nach Vorschrift! Vogt schwißte und streichelte zärtlich und nachdenklich den Kopf seines Hundes. Ende.

Merks.

Zu Hause muß der Mensch sein Glück und Wohlfühlen suchen; wer's draußen sucht, ist auf falscher Fährte. Je mehr die Wirts-, Tanz- und Trinkhäuser besucht sind, desto freudloser werden die Wohn- und Kinderstuben, und das häusliche Leben verfällt.

Die Weihe des Völkerschlachtdenkmals.

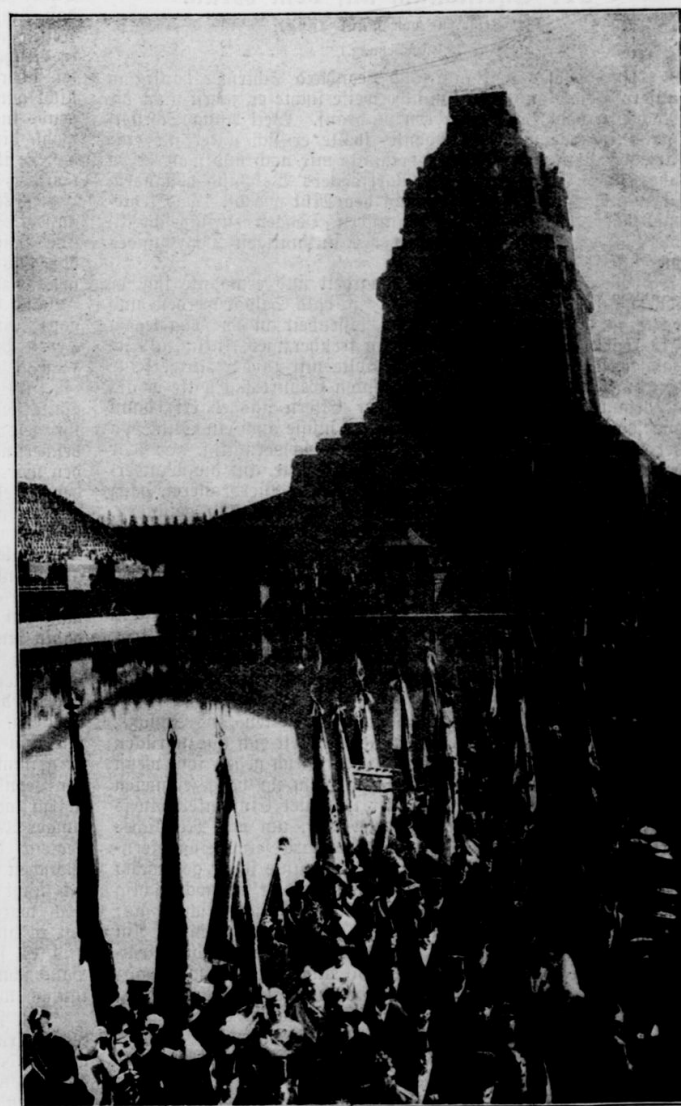
Niesenhaft hebt sich die Silhouette des Denkmals vom Himmel ab, im Licht sich hieselnd, trugig und wuchtig in die Lüfte strebend. Unermüdliche Werbearbeit, allumfassende Opferwilligkeit haben im Lauf der letzten Jahre das stolze Bauwerk errichtet, das im ganzen etwa 6 Millionen Mark an Kosten verursacht hat. Ein Hauptverdienst an dem Bau fällt dem von Geh. Hofrat Clemens Thieme gegründeten „Deutschen Patriotenbund zur Errichtung eines Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig“ zu. 1894 wurde dieser Bund gegründet, am 18. Okt. 1898 erfolgte der erste Spatenstich zu den Ausschachtungsarbeiten, und am 18. Okt. 1900 konnte die Grundsteinlegung begangen werden. Und nun ist das 91 Meter hohe Niesenwerk unter Anteilnahme des ganzen Volkes im strahlendsten Sonnenschein eingeweiht worden; von allen Himmelsgegenden, ja übers Weltmeer eilten Deutsche herbei, ein Heer von gekrönten Häuptern scharte sich um das Ehrenmal; es waren denkwürdige Stunden, deren stürmende und majestätische Bucht im Herzen der Deutschen unaussprechlich bleiben möge!



1. Die Fürstlichkeiten (vorn der Kaiser und der König von Sachsen) beim Verlassen des Denkmals. — 2. Das Völkerschlachtdenkmal am Einweihungstage.



Zur Einweihung der russ. Gedächtniskirche in Leipzig am 16. Okt.: Großfürst Nikolai (X) an der Spitze der russischen Abordnungen.



Von der Jahrhundertfeier in Wien beim Schwarzenbergdenkmal am 16. Okt.: Kaiser-König Franz Joseph besichtigt die alten lorbeerbesetzten Regimentsfahnen von 1813.